

### Predigt von Superintendent Christian Behr

am 10. Sonntag nach Trinitatis, 5. August 2018,  
10 Uhr in der Schifferkirche »Maria am Wasser«

#### **Text: Jesaja 62, 6–10**

**6** O Jerusalem, ich habe Wächter über deine Mauern bestellt, die den ganzen Tag und die ganze Nacht nicht mehr schweigen sollen. Die ihr den Herrn erinnern sollt, ohne euch Ruhe zu gönnen, **7** lasst ihm keine Ruhe, bis er Jerusalem wieder aufrichte und es setze zum Lobpreis auf Erden!

**8** Der Herr hat geschworen bei seiner Rechten und bei seinem starken Arm: Ich will dein Getreide nicht mehr deinen Feinden zu essen geben noch deinen Wein, mit dem du so viel Arbeit hattest, die Fremden trinken lassen, **9** sondern die es einsammeln, sollen's auch essen und den Herrn rühmen, und die ihn einbringen, sollen ihn trinken in den Vorhöfen meines Heiligtums.

**10** Gehet ein, gehet ein durch die Tore! Bereitet dem Volk den Weg! Machet Bahn, machet Bahn, räumt die Steine hinweg! Richtet ein Zeichen auf für die Völker!

### **Liebe Gemeinde,**

Wir waren im Urlaub – und ich erzähle Ihnen in der Predigt nun nicht, wo wir waren und was wir alles erlebt haben. Aber – wir hatten Zeit zum Lesen – und Zeit zum Diskutieren. Ein Freund machte dann bei einer politischen Diskussion den Vorschlag, man könne doch die Palästinenser oder die Juden in Australien ansiedeln – dort ist genug Platz und die Auseinandersetzungen und Kämpfe hätten in Israel / Palästina ein Ende.

Immer wieder entstehen neue, oft sehr krude Fantasien und Vorstellungen, wie denn Friede im Nahen Osten, besonders in Israel hergestellt werden könnte. Die Intentionen dazu sind sehr unterschiedlich. Von antisemitischer Hetze, wie sie im Iran sogar zur Staatsdoktrin gehört, über Verschwörungsfantasien bis hin zu übertriebenem nationalistischem Zionismus, der wiederum den Anderen neben sich nicht gelten lassen will.

Und für alles steht mittendrin als Zeichen, als Symbol, aber auch als ganz reale Stadt – Jerusalem.

Die Stadt der Hoffnung, die Stadt der religiösen Erwartungen, die Stadt des Friedens, die vielleicht am wenigsten Frieden erlebt hat. Die Stadt, die in der Offenbarung ins Himmlische erhoben wurde, welches mit dem irdischen Jerusalem nichts mehr zu tun hat.

Als der König David vor 3000 Jahren die Jebusiter-Stadt und Festung erobert hat, hatte diese wohl auch schon eine bald 1000jährige Geschichte hinter sich. Der König hat sie zu seinem Privatbesitz erklärt, ja fast zu einem exterritorialen Gebiet. Vielleicht ein Grund, weshalb sie dann mit ihrem Tempelbau, den Davids Sohn Salomo anging, immer auch aus den Territorien der alten Staaten Judäa und Israel herausgehoben war.

Die beiden angrenzenden Großmächte haben Jerusalem immer wieder belagert, auch eingenommen, auch zerstört. Im Jahr 72 die große Katastrophe mit der Zerstörung durch die Römer und im Jahr 135 der zweiten, der eine Zeit des Verbotes der Besiedelung folgte. Es wurde

immer wieder aufgebaut, mit neuem Leben und mit neuer Hoffnung belebt.

Diese Hoffnung hat nicht nur mit dieser Stadt zu tun. Sie geht weit darüber hinaus, mythologisch, ja fast unreal. Auch, da sie eben ein Hoffnungszeichen für Juden, Christen und Muslime ist. Und damit aber auch ein Zeichen dafür, was die Anhänger dieser Religionen sich in den unterschiedlichen Zeiten angetan haben.

*„O Jerusalem, ich habe Wächter über deine Mauern bestellt, die den ganzen Tag und die ganze Nacht nicht mehr schweigen sollen. Die ihr den Herrn erinnern sollt, ohne euch Ruhe zu gönnen, lasst ihm keine Ruhe, bis er Jerusalem wieder aufrichte und es setze zum Lobpreis auf Erden.“*

Schon zu Zeiten des dritten Propheten, der sich Jesaja nannte und wohl in und nach der Exilszeit des babylonischen Exils lebte, schon zu seinen Zeiten war Jerusalem der Sehnsuchtsort. Der Ort, auf den sich auch die Friedenssehnsucht der Völker, besonders aber des jüdischen Volkes konzentrierte.

Der Abschiedsgruß vieler Juden: „Und nächstes Jahr in Jerusalem“.

Wo sind unsere Sehnsuchtsorte? Wo machen wir unsere Hoffnung, vielleicht auch in hoffnungsloser Zeit fest? Wo nehmen wir unsere Kraft zum Handeln, ja auch zum zukunftsorientierten Handeln her?

In den letzten drei Jahren habe ich in Gesellschaft und in Kirche das Gefühl, dass irgendwie die Hoffnung an vielen Stellen abhanden gekommen ist. Gesellschaftliche Veränderungen werden lautstark nur restaurativ eingefordert. Bis hin dass der sächsische AfD-Vorsitzende sich im Windschatten von Donald Trump wähnt und „Deutschland zuerst“ ruft. Damit meint er, und vielleicht geht das Kalkül auch auf, dass ihm, wenigstens in der nächsten Wahl viele folgen werden.

Die Hoffnung, die sich auf die damals doch auch kleine Stadt Jerusalem richtete, hatte meistens einen universellen Charakter. Es gibt zwar auch Psalmen, die von der Vernichtung der Feinde, auch mit dem Blick auf das herausgehobene Jerusalem reden. Oft oder sogar

meistens sind es dann aber „die Völker“, die mit ihrer Friedenssehnsucht sich auf den Weg, auf die Wallfahrt zum Zionsberg, nach Jerusalem aufmachen. Nicht „Ich zuerst“ sondern eine Hoffnung für alle. Und dafür wird auch Gott in die Pflicht genommen: *„Die ihr den Herrn erinnern sollt, ohne euch Ruhe zu gönnen.“*

Damit sind wir auch bei der Aufgabe der Christinnen und Christen, der Aufgabe der Kirche und der Gemeinde. Gebt nicht Ruhe. Erkennt Gott an sein Versprechen. Drängt ihn im Gebet und in eurem Handeln. Dabei geht es auch nicht um die Kreuzkirche oder um Hosterwitz. Es geht auch nicht um das viel gescholtene Dresden. Es geht um die Hoffnung auf eine friedvollere Welt für alle und überall. Da sind wir natürlich nicht gehalten, uns an einer unlösbaren Aufgabe zu überheben. Und dann vielleicht gleich zu verzweifeln.

Aber vielleicht können wir aus unserem Leben und Handeln kleine Hoffnungszeichen für die Umgebung entstehen lassen. Vielleicht können wir unsere Gemeinden zu Hoffnungszeichen machen und uns nicht an Strukturen und Hierarchien abarbeiten, was uns Protestanten ja eigentlich gar nicht liegt. Manchmal lähmen wir uns selbst – und dann sind auch wir nicht mehr in der Lage, Hoffnung zu denken und zu leben.

*„Gehet ein, geht ein durch die Tore! Bereitet dem Volk den Weg! Machet Bahn, macht Bahn, räumt die Steine hinweg! Richtet ein Zeichen auf für die Völker!“*

Das wäre schon etwas – gemeinsam auf dem Weg nach „Jerusalem“. Und da haben wir es als Christinnen und Christen ja schon nicht einfach. Vor sechs Wochen haben wir mit dem evangelischen Posaunenchor bei der Feier zu einem Jubiläum der römisch-katholischen Nazarethschwester vom Heiligen Franziskus musiziert. Für ganz wenige, oder vielleicht auch nur einen schon eine zu weit gehende Zumutung. Für viele andere, die Nonnen einbezogen, war es ein Zeichen der Hoffnung und der Freude. Wenn wir es nicht schaffen, uns gemeinsam, vielleicht auch in versöhnter Verschiedenheit auf den Weg zu machen, wie sollen es dann Andere. Wie sollen auch andere

uns unseren Friedenswillen, unsere Hoffnung abnehmen, wenn wir sie nicht einmal im Kleinen, hier vor Ort leben können. Deshalb versuche ich immer, besonders in der Ökumene, die Hoffnungszeichen zu betonen – ohne das eigene zu verleugnen. Dafür bin ich viel zu gerne und zu elementar Protestant.

Und wenn wir von einer Hoffnung für Jerusalem reden, dann hat das, auch wenn wir das Symbol mit auf uns beziehen, immer etwas mit dem jüdischen Volk zu tun. Deshalb bin ich auch über die selbstverständliche Ökumene zwischen unserer Kirche und der jüdischen Gemeinde froh. Ein Miteinander, welches sogar vor einigen Jahrzehnten unvorstellbar gewesen war.

Ich hoffe, dass wir auf diesem Weg der Verständigung und Gemeinsamkeiten immer weiter voran kommen. Wie auf einem Weg nach Jerusalem, wo auch immer es für uns sein wird.

Frieden dort werden wir immer wieder bei Gott anmahnen. Wir werden ihn drängen – und uns trotzdem selbst auch auf den Weg machen.

Und irgendwann werden wir sagen können oder sagen hören: **12** „*Man wird sie nennen »Heiliges Volk«, »Erlöste des Herrn«, und dich wird man nennen »Gesuchte« und »Nicht mehr verlassene Stadt«.*“

Amen